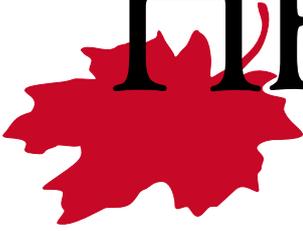


MAGAZIN FÜR UNNA

HERBST-BLATT



Dezember 2018

Nr. 93



Zum
Mitnehmen

DAS KAMEL AN DER KRIPPE

AUSSERDEM IN DIESER AUSGABE:
DER BUCHSBAUM • DAS MARTIN-LUTHER-HAUS
URLAUB – ALLEIN ODER GEMEINSAM?
SILVESTERGEDANKEN



Inhalt

- 3 Also sprach der Esel: „Der Bahnhofsvorplatz begeistert keine Besucher.“
- 4 Das Martin-Luther-Haus
- 6 HB-Gedankensplitter:
Eine Sperre im Kopf?
- 7 Weihnachten 1945: Der Wunschzettel
- 8 Opa klärt auf:
Heute: Opa bekommt einen Rollator
- 9 Hätten Sie es gewusst? Harz
- 10 Urlaub – allein oder gemeinsam?
- 12 Schlaglichter
- 14 Eine unverwüstliche Pflanze?
Der Buchsbaum
- 15 Ein wenig Poesie schadet nie:
Lieder und Reime für Große und Kleine
- 16 Vom Mann, der immer schwieg
- 18 Das Kamel an der Krippe
- 20 Jocodus Mattenkloidt –
ein rätselhafter Grabstein
- 21 Schöne Bescherung
- 22 Eine gute Tat – wohin mit den Dingen?
- 23 Silvestergedanken

Impressum

Herausgeberin: Kreisstadt Unna
Hertinger Straße 12
59423 Unna
Tel.: 02303/256903

Internet: www.unna.de/herbstblatt/
V.i.S.d.P.: Dr. Bärbel Beutner
Internet: Marc Christopher Krug

Redaktion:
Andrea Irslinger, Bärbel Beutner, Benigna Blaß,
Brigitte Paschedag, Christian Modrok, Franz Wiemann,
Gisela Lehmann, Ingrid Faust, Klaus W. Busse,
Klaus Thorwarth, Reinhild Giese, Ulrike Wehner

Seniorenbeauftragter: Robin Rengers
Seniorenarbeit Fäßchen: Markus Niebios

Portraits: Klaus Pfauter
Titelfoto: Franz Wiemann
Gestaltung: Andrea Irslinger
Druck: WIRmachenDRUCK GmbH,
Backnang

Das nächste **HERBST-BLATT**
mit der Nr. 94 erscheint
im März 2019!

Liebe Leserin, lieber Leser!

Das Jahr neigt sich dem Ende zu. Für viele bedeutet das Bilanz zu ziehen. Was war gut, was war schlecht?

Für uns in der Redaktion hat sich einiges geändert: Heinz Naß, der zu den Mitarbeitern zählte, die am längsten dabei sind, ist verstorben. Klaus Pfauter, unser langjähriger Karikaturist, hat sich einen neuen Wirkungskreis gesucht.

Aber wir wollen auch nach vorn blicken. Als neues Mitglied konnten wir Reinhild Giese begrüßen. Herzlich willkommen im Team!



Im Heft, das Sie gerade in Ihren Händen halten, geht es natürlich um Advent und Weihnachten und was damit zusammenhängt, aber auch noch um anderes.

Wir hoffen, dass wir wieder viele interessante Themen gefunden haben und Ihnen damit ein wenig Lesevergnügen bereiten können.

Wir wünschen **Ihnen** eine besinnliche Advents- und Weihnachtszeit und alles Gute für das Neue Jahr und **uns**, dass Sie unsere treuen Leser bleiben.

Im Namen der Redaktion
Brigitte Paschedag

Foto: Franz Wiemann

Also sprach der Esel: „Der Bahnhofsvorplatz begeistert keine Besucher.“



Neulich besuchte uns ein Verwandter meines Freundes. Er kam mit der Bahn. Mit ihm kam mein Vetter Langohr. Wir begrüßten beide am Bahnhof. Als wir gemeinsam den Bahnhofsvorplatz betraten, schaute sich mein Vetter neugierig um. Mein Freund und Treiber erklärte die im Vordergrund sichtbaren Objekte: den Bussteig, das Hotel, das Rathaus und das alte Bahnhofsgelände. Bei unseren Gästen konnte man keine Begeisterung erkennen. Erst als wir auf den Rathausplatz kamen, erhellten sich ihre Gesichter. Von dieser Seite aus macht das Rathaus schon einen besseren Eindruck. Lustig war das Suchen des Esel-Reliefs am Turm der Katharinenkirche. Mein Vetter hat es schnell erkannt, dem Verwandten musste es mein Freund mehrmals von verschiedenen Perspektiven erklären. Am Ende sagte er sogar etwas belustigt, wenn man es sofort sehen würde, wäre es nicht so interessant. Es ist ein Suchbild für jeden Fremden.

Am alten Markt angekommen, fiel unseren Gästen sofort der Eselsbrunnen ins Auge. Auch erkannten sie sofort in ihm das Profil des Reliefs von der Katharinenkirche. Nur eines missfiel ihnen – die Nähe der Tische des Straßencafés. Da ist es peinlich, ein Andenkenfoto zu machen.

Dann führten wir unsere Gäste zur Eselsbrücke. Weil da außer dem Schild nichts Auffälliges zu sehen war, stand ihnen eine Frage ins Gesicht geschrieben. Mein Freund erzählte ihnen die Geschichte der Namensgebung. Danach kam das erlösende „Aha“, und mit erhobenen Augenbrauen sagte der Verwandte meines Freundes: „Das habt ihr schön hingekriegt“.

Zu Hause fragte ich meinen Vetter, warum er sich bei unserer Begrüßung am Bahnhofsvorplatz so seltsam umgeschaut habe. Er antwortete, dass er zwar noch nicht viel gereist sei, aber der erste Eindruck hätte ihn etwas enttäuscht. Alles andere sei schön und interessant gewesen. Ich antwortete: „Unna ist nicht Köln oder Nürnberg. Aber vielleicht wird einem Architekten mal etwas einfallen, um diesen Platz unserer Stadt angemessen zu gestalten“. Zum Abschied schenkte ich unseren Gästen einen Plüschesel aus der Apotheke von Herrn Thorwarth und ein Foto des Eselsbrunnens.

Herzlichst
Ihr Balduin

Foto: Christian Modrok



Das Martin-Luther-Haus

- von Bärbel Beutner -



Weihnachten 2017 ahnte niemand aus der Gemeinde in Unna, welche Bedeutung das Martin-Luther-Haus 2018 bekommen würde. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der „Offenen Stadtkirche“ wurden von den Pastorinnen zum Jahresbeginn zum „Dankessen“ eingeladen und mit deren exzellenten Kochkünsten verwöhnt, und im Martin-Luther-Haus feierte man fröhlich.

Am 18. Januar 2018 veränderte das Sturm-tief „Friederike“ das Gemeindeleben gründlich. Eine „Offene Stadtkirche“ gab es vorerst nicht mehr, weil die Stadtkirche geschlossen wurde, der ehrenamtliche Dienst dort fiel für Monate aus, und die Gemeinde wurde „heimatlos“.

Doch man konnte Zuflucht finden: das 1988 erbaute Martin-Luther-Haus bot zwar beschränkten, aber ausreichenden Platz für Gottesdienste und kleinere Konzerte. Unna und seine „Lutherhäuser“ – die Jünger in der Gemeinde erinnern sich nicht mehr an den roten Backsteinbau am Nord-

ring, an das „Lutherhaus“, das ein harmonisches Ensemble mit dem Katholischen Krankenhaus bildete, damals ebenfalls nur ein roter Backsteinbau. Vincentinerinnen mit großen Flügelhauben leiteten das Krankenhaus. Im Lutherhaus daneben befanden sich Büroräume der evangelischen Gemeinde und der „Inneren Mission“, wie die evangelische Fürsorge damals hieß, ferner eine Gaststätte mit Fremdenzimmern und mit einem großen Saal. Draußen hing ein Schaukasten mit den Ankündigungen der Gemeinde-Veranstaltungen.

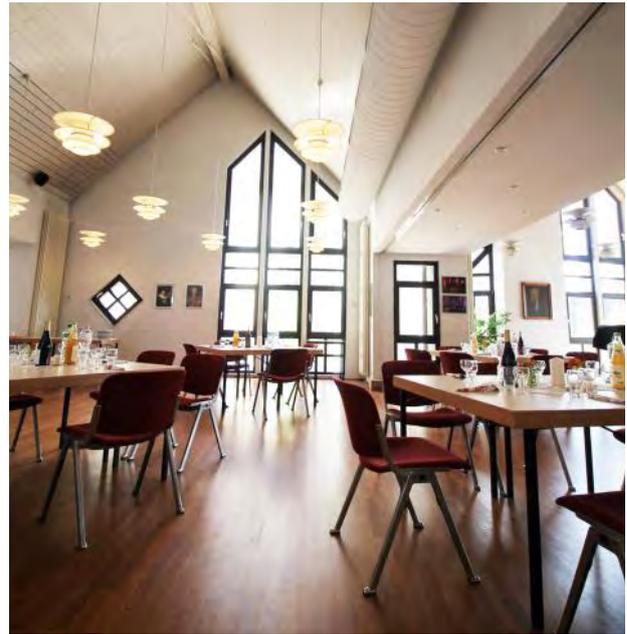
Die Jahre gingen ins Land, das Lutherhaus wurde marode, zusätzliche Räume in einem Haus am Kirchplatz reichten nicht mehr aus, ein neues Gemeindehaus wurde benötigt. Als der Abriss des Lutherhauses Mitte der 80-er Jahre beschlossen wurde, trauerten die Unnaer trotz der Einsicht, dass eine Renovierung nicht mehr möglich war. Heute steht dort, modern und solide, das „Haus der Kirche“ mit dem Kreiskirchenamt. Der



rote Backsteinbau des Katholischen Krankenhauses ist nur noch ein kleines Herzstück innerhalb großer, moderner Erweiterungsbauten.

Das neue evangelische Gemeindehaus sollte neben der Stadtkirche stehen. 1987/88 war die heiße Bauphase. Als das neue Gebäude am 1. Advent, dem 28. November 1988 feierlich eröffnet wurde, war noch nicht alles fertig, wie ein Zeitzeuge jetzt verriet. Aber die Einweihung konnte erfolgen, und der „Hellweger Anzeiger“ berichtete am Montag, den 29. November: Zahlreiche Ehrengäste waren erschienen, heißt es, als das „neue Gemeindezentrum“ seiner Bestimmung übergeben wurde. Aber nur ein Name wird genannt: Pfarrer Maischink aus der Ostberliner Partnergemeinde St. Bartholomäus, angesichts der deutschen Teilung gewiss der wichtigste Ehrengast... Ein Jahr später wird die Mauer fallen... Es gab viel Geschichte in diesen Jahren... Und dann werden nur noch zwei weitere Namen in dem Bericht des „Hellwegers“ genannt: Architekt Rainer Kimpel, der dem Pastor Horst Rönick den Schlüssel übergab. Pastor Rönick hielt eine kurze Ansprache, in der er den Namen des Hauses erläuterte. Es solle nicht nur an den Reformator erinnern, sondern auch an den Heiligen Martin, der mit dem Bettler seinen Mantel teilte. Ein „Ort des Teilens und der Gemeinschaft“ sollte dieses Haus werden.

Dreißig Jahre später wurde es ganz besonders ein Ort der Gemeinschaft. Die sonntäglichen Gottesdienste im unteren Saal wurden nicht von der berühmten Kirchenorgel begleitet, die gereinigt werden muss, sondern von einem Klavino, aber die Atmosphäre war besonders familiär. Gottesdienste an hohen Feiertagen wurden im Giebelsaal gefeiert. Für Gehbehinderte stellte der Zugang eine Schwierigkeit dar, denn einen Lift hat das Martin-Luther-Haus nicht. Ein elektrischer Stuhl wurde ausgeliehen, mit dem der „Fahrgast“ die Treppe



„emporgezogen“ werden kann. Der Küster Josef Fritsche musste dafür einen „Führerschein“ machen...

Zurück zum 1. Advent 1988. Wer bei der Einweihungsfeier dabei war, erinnert sich bestimmt noch an ein buntes Programm. Im Giebelsaal fanden Aufführungen statt, die Gruppe der Gehörlosen zeigte einen Film, Kinder äußerten ihre Wünsche für die Nutzung des Hauses, und wer die Führungen durch das neue Gemeindezentrum am 1. Advent verpasst hatte, konnte am nächsten Tag eine genaue Beschreibung in der Zeitung nachlesen: 980 Quadratmeter, sieben kleinere Gruppenräume, Bibliothek, Jugendkeller, großer Festsaal. Die Zeitung erwähnte nicht die Küche, ein Kleinod für Frauenhilfe, Kirchencafé, Frühstücks-Treffen und, und, und.

Die Geschichte der Stadtkirche Unna ist 2018 um ein Kapitel reicher geworden. Das Unglück am 18. Januar hat bei der Unnaer Bevölkerung Kräfte zur Reparatur des „Wahrzeichens der Stadt“ freigesetzt, und das Martin-Luther-Haus hat seine Bedeutung als Treffpunkt und Kommunikationszentrum im Gemeindeleben gefestigt.

Fotos: Evangelische Kirchengemeinde Unna



HB-Gedankensplitter:
Eine Sperre im Kopf?
- von Franz Wiemann -

Anfangs war mir nicht ganz klar, wie ich die Begegnung einordnen sollte. Beim Besuch des Essener Münsters, der Bischofskirche des Ruhrbistums, kam ich mitten im heißen Monat August ins Gespräch mit einer verschleierte Muslimin. Wir standen gemeinsam vor der Grabplatte der Äbtissin des ehemaligen Damenstifts, Elisabeth v. Berge, die zwischen den Jahren 1581 und 1614 das Stift leitete. Es begann ein zögerliches Gespräch, in dessen Verlauf ich der Muslimin ein paar erklärende Worte gab. Sie wollte mehr wissen, und ganz plötzlich schien meine Scheu gegenüber verschleierten Frauen wie weggeblasen. So fragte sie mich zum Beispiel nach der Bedeutung dieser Frau für diese Kirche. Und ich erklärte ihr den Begriff „Damenstift“ und erwähnte in demselben Zusammenhang noch die Bedeutung der Beginenhöfe, die meiner

Überzeugung nach eine ideelle Fortsetzung der ehemaligen mittelalterlichen Damenstifte bis in die heutige Zeit sind. Sodann wollte sie wissen, ob diese Kirche ein heiliger Ort sei. Ihr sei die von hier ausgehende Ruhe aufgefallen, die innere Abgeschlossenheit der Kirche täte ihr gut. Sie war sich, zugegebenermaßen, nicht ganz sicher, ob sie solch einen Ort überhaupt betreten dürfe. Denn sie hätte noch nie eine christliche Kirche betreten. Bei mir setzte sich inzwischen der Eindruck fest, dass die junge Frau ganz dankbar dafür war, dass da jemand mit ihr ins Gespräch gekommen war, bereit, ihre Bedenken auszuräumen. Sodann machte ich ihr Mut, in weitere Kirchen zu gehen, solange Interesse oder ein Bedürfnis danach vorläge. Sie brauche keine Hemmungen zu haben. Denn, so fuhr ich fort, es sei ja schließlich auch unter



Die Menora, der siebenarmige Leuchter im Essener Münster

Touristen weltweit üblich, Kirchengebäude zu betreten, sie zu besichtigen und vielleicht dort auch zu beten. Ich verwies dabei auf meine Kamera. Schließlich böten sich ja auch für uns Gelegenheiten, auf Einladung hin in Moscheen hineinzugehen und sie zu besichtigen.

Das löste bei ihr wiederum die Nachfrage aus, ob es denn nicht störe, wenn sie eine Kirche, in der auch Menschen beten, aufsuche. Zwischenzeitlich hatte ich sie auf ihre guten Deutschkenntnisse angesprochen. Sofort gab sie zu erkennen, dass sie Deutsch-Türkin sei, hier geboren sei und in der Stadt ihrem Beruf nachgehe. Da hatte sich an dieser Stelle mein Erstaunen schon als unerheblich erwiesen. Zum Schluss wies ich sie auf die dem Essener Münster vorgelagerte Johanneskapelle hin. Dort sei-

en mir mehrere Menschen aufgefallen, die kontemplativ in den Bänken gesessen hätten, und der ein oder andere war wohl auch in ein Gebet vertieft. Sie bedankte sich für den Tipp, wir verabschiedeten uns voneinander und sie suchte alsdann die zum Münster dazugehörige Krypta auf. Dort befindet sich das Grab des Hildesheimer Bischofs Altfrid, Gründer des Kanonissenstifts in Essen im Jahr 845. Historisch ist es uns heute begrifflich als Essener Frauenstift bekannt. Später sah ich die junge Muslimin tatsächlich in die Johanneskapelle entschwinden.

Es kann doch so einfach sein, den ersten Schritt zu tun und gedankliche Barrieren zu überwinden.

Foto: Franz Wiemann



Weihnachten 1945 Der Wunschzettel

- von Ingrid Faust -



Die Mutter kommt ins Kinderzimmer und spricht. „Einen Christbaum haben wir und elektrische Kerzen auch. Aber was wünscht ihr euch? Die Geschäfte sind leer und zerstört.“ Das kleine Mädchen liest seinen Wunschzettel vor:

Hier steht: ein neues Kleid,
ein Heidibuch
ein Teller mit Plätzchen.

Der große Bruder sagt: „Ein Karl May Buch ist immer richtig, aber mein großer Wunsch ist: Ich möchte endlich mal wieder genug zu essen bekommen.“

Die Mutter näht für ihre Tochter aus der alten Fahne ein rotes Kleid. Für den Bruder liegt neben dem Karl-May-Buch ein ganzes Brot und ein großes Stück Butter unter dem

Weihnachtsbaum. Jetzt kann er soviel essen wie er will und satt ins Bett gehen.

„Brot für die Welt“ heißt die Sammlung Weihnachten in der Kirche. Spenden wir so reichlich, dass kein Mensch auf der Welt mehr hungern muss.

Fotos: Andrea Irslinger, Markus Spiske/pexels.com





Opa klärt auf Heute: Opa bekommt einen Rollator

- von Christian Modrok -

Opa erkrankte und musste ins Krankenhaus. Sein Körper versagte ihm das Gehen. Nachdem er sich vom Bett wieder erheben konnte, musste er sich auf einen Rollator stützen, um sich im Krankenzimmer und auf dem Flur sicher bewegen zu können. Seine Tochter Beate besuchte ihn öfter. Einmal nahm sie auch ihre Buben Holger und Olaf mit, um ihrem Vater etwas mehr Abwechslung zu bringen. Nachdem die beiden ihren Opa begrüßt hatten, sah man, wie ihre Blicke im Zimmer kreisten auf der Suche nach etwas Interessantem. Als Erstes fiel ihnen die Steuerung der Bettfunktionen auf. Vorsichtig versuchte Holger ein Knöpfchen zu drücken. Leicht hob sich das Fußende der Matratze. Opa rief: – „Stopp!“. Dann probierte Holger ein anderes Knöpfchen. Es senkte sich die erhobene Rückenlehne des Bettes. Opa rief noch lauter (zum Spaß): – „Stopp!“. Das mobilisierte die beiden – wie Max und Moritz – erst recht. Sie probierten noch einige Knöpfchen, bis ihnen die Mutter mit fester Stimme Halt gebot. Sie sagte, dass die Bettsteuerung kein Spielzeug sei. So hat sie den Buben (und dem Opa!) den Spaß verdorben.

Kein Mensch kann sich vorstellen, dass zwei solche Jungen still sitzen werden. Sie brauchten nicht lange nach einem interessanten Objekt zu suchen. Ihr Blick fiel auf den in der Ecke stehenden Rollator. Mit einem vorsichtigen Griff nach den Handstützen ließ sich der Rollator nur schwer bewegen. Olaf

fragte den Opa, was das für Hebel unter den Griffen seien. Der alte Herr sagte, dass es die Bremsen sind und erklärte auch ihre Funktionen. Darauf hatten die Jungen nur gewartet. Die Bremsen wurden gelöst und der Rollator vorsichtig hervorgezogen. Dann schoben die Jungen abwechselnd das Gerät im Zimmer hin und her. Dieses Spiel erreichte eine neue Stufe, als einer der beiden sich über den Sitz



beugte und vom anderen durchs Zimmer gefahren wurde. Als das Spiel eine bedrohliche Geschwindigkeit annahm, schritt wieder die Mutter ein und machte dem Treiben ein Ende. Die Besuchszeit war auch schon zu Ende, so dass sich alle drei vom Großvater verabschiedeten.

Nach dem Krankenhausaufenthalt kam Opa in die Reha. Dort besuchte ihn nur einmal die Tochter Beate. Nach ihrer Rückkehr fragten sie die Jungen, ob Opa dort auch einen Rollator habe. Als sie das bestätigte, sah man den Gesichtern der Kleinen an, dass sie bedauerten, nicht mitgefahren zu sein. Mut-

ter machte einen Vorschlag: Wenn Opa nach Hause kommt, kaufen wir ihm einen Rollator. Die beiden stimmten zu, nicht ohne einen bestimmten Hintergedanken.

Die Zeit der Kur endete und Großvater kam nach Hause. Die Familie begrüßte ihn fröhlich mit Blumen. Im Wohnzimmer stand auf dem Teppich ein nigelnagelneuer Rollator. Der alte Herr freute sich über diese Begrüßung, schaute aber etwas skeptisch auf die ihm angebotene Gehhilfe auf Rädern. Die Buben waren ganz unruhig, sie wollten schon den Rollator auf ihre Art ausprobieren. Die Mutter aber vertröstete sie auf einen anderen Tag. Was noch nie vorgekommen war, am nächsten Tag schon wollten sie den Opa besuchen. Sie begrüßten ihn artig mit Küsschen, und ihre erste Frage war: „Wo ist der Rollator?“ Der alte Herr antwortete: „Im Schuppen, dort wo früher mein Fahrrad stand.“ „Und dürfen wir mal damit auf den Bürgersteig vors Haus?“ war die nächste Frage. Opa nickte zustimmend.

Vorsichtig führten sie das Gerät auf die Straße. Es dauerte nicht lange, da gesellten sich zwei Nachbarskinder mit dem Rollator ihrer

Oma dazu. Zuerst wurden die Fahrzeuge begrüßt und betastet. Dann sollte verglichen werden, welcher auf der leicht abschüssigen Straße schneller oder weiter rollt. Und es kam, wie es kommen musste. Der alte Herr saß gerade mit seinem Besuch beim Kaffee, da kamen die beiden Helden mit Geheul ins Haus gelaufen. Der eine hatte beide Knie, der andere einen Ellenbogen verletzt und eine Beule an der Stirn. Nachdem die Mutter die Wunden mit Pflastern versorgt hatte, holte sie den Rollator von einem Nachbargrundstück zurück. Niemand fragte, wie das passiert sei, denn schuld sind immer die Anderen.

Nach ein paar Tagen, die Wunden waren verheilt, kamen Olaf und Holger wieder zum Opa. Wortlos schlichen sie zum Schuppen. Enttäuscht blieben sie in der Tür stehen. Der Rollator war weg. Zurück in der Wohnung fragten sie kleinlaut: „Opa, wo ist dein Rollator?“ Der Großvater antwortete: „Wenn ihr richtig in den Schuppen hineingeschaut hättet, da hättet ihr mein Fahrrad gesehen. Ich brauche keinen Rollator mehr. Ich fahre wieder auf meinem alten Fahrrad.“

Zeichnung: Andrea Irslinger



Hätten Sie es gewusst?

Harz

- von Benigna Blaß -

Mit Tannengrün werden die Kränze und Gestecke für die Friedhöfe gefertigt. Auch für die Adventsgestecke und -kränze müssen Tannenzweige her.

Bei dieser Arbeit klebt das Harz an den Fingern. Um ihn schnell zu entfernen reibt man die Hände mit Oel oder Margarine ein, nach wenigen Minuten wäscht man die Hände mit Seife und sie sind wunderbar sauber.

Foto: Benigna Blaß





Urlaub – allein oder gemeinsam?

- von Andrea Irslinger -

Allein reise ich immer wieder gern. Das genauere Hinsehen, das längere Verweilen vor interessanten Gegenständen, sei es eine Blume, ein Gartenzaun, ein Restaurant oder ein Denkmal, tut gut. Es geschieht ohne Gespräch, das ablenken kann, ohne Vereinbarung von Zeit und Ort mit dem Reisepartner, nur mit sich selbst.

Mit anderen auf einer Reise etwas zusammen zu erleben, kann mir auch gefallen – sei es mit meinem Partner, Geschwistern, Freunden – oder einer mir zunächst noch unbekanntem Gruppe, solange mir freie Zeit für mich selbst gegeben ist.

Über einen Veranstalter fand ich eine Standortreise für eine Woche im Kloster Niederaltaich an der Donau in dem gleichnamigen Dorf in der Nähe von Deggendorf (Niederalteich mit e geschrieben). Für eine kleine Gruppe wurden Yoga und Atemübungen angeboten. Dieses Gebiet war mir bereits von VHS-Kursen und früheren Reisen her bekannt. Das Programm klang nach einer Mischung aus gemeinsamen Aktivitäten, geselligem Zusammensein und Zeit für sich zum Ausspannen.

So machte ich mich per Bahn auf die Reise. Der Kurs begann an einem Freitag, so war die Bahn während der Anfahrt entsprechend gut besucht. In Deggendorf schließlich hatte ich wenig Zeit zum Umsteigen. Für die letzte Reisetappe suchte ich den passenden Bus. Plötzlich entdeckte ich ein Auto, das privat wirkte, auf dem die gesuchte Busnummer stand. Zwei Teilnehmer fanden es zur gleichen Zeit bzw. ganz kurz vor mir. So lernten wir uns schon während der Fahrt zum Ziel kennen.

In der Benediktinerabtei Niederaltaich leben Mönche im römischen Ritus (Tradition der Westkirche) und im byzantinischen Ritus (Tradition der Ostkirche). Das Gäste- und Bildungshaus ist direkt angeschlossen. Mein Zimmer lag zum Innenhof mit imposantem Blick auf die Basilika. Dafür musste ich das viertelstündliche Läuten der Kirchturmuhre auch nachts hinnehmen, woran ich mich allmählich gewöhnte. Ab und zu konnte ich die Gesänge und Orgelklänge beim Gottesdienst wahrnehmen.

Beim Abendessen (Vollpension) lernten wir uns kennen, sieben Frauen, ein jüngerer





Mann und die Leiterin, die Heilpraktikerin und Yogalehrerin ist. Es waren leichte Yoga- und Atemübungen für Anfänger und Fortgeschrittene, vor dem Frühstück eine dreiviertel Stunde, vor dem Mittagessen und am Abend.

Die Nachmittage bestanden aus freier Zeit, welche ich mit Radfahren und Spaziergängen an der Donau oder im Dorf verbrachte. Die Räder gab es günstig im Kloster zu mieten. Jeder machte etwas anderes, ob allein oder mit ein paar anderen Teilnehmern zusammen. Es gab ein Café und ein Klosterlokal direkt nebenan zum Entspannen.

Einen freien Tag verbrachte ein Großteil der Gruppe (ich eingeschlossen) in Passau. Es war eine spontane Idee, einfach zusammen mit einem größeren Taxi hinzufahren und sich wieder abholen zu lassen.

Bei einem Stadtbesuch zu siebt können die Interessenschwerpunkte natürlich recht verschieden sein. Wir hatten uns über die Punkte wie z. B. Rundgang an den Flüssen,

Dom-Orgelkonzert, Schifffahrt gut einigen können. Eine Teilnehmerin nannte uns mit ihrem Reisebuch in der Hand das Orgelkonzert, eine andere wies spontan auf die liegenden Schiffe auf der Donau hin. Zum Schluss spaltete sich die Gruppe kurz in den aktiveren und passiveren Teil auf und traf sich wieder am verabredeten Ort.

Die Fahrt nach Passau hätte ich mir auch gut alleine vorstellen können, mich interessierte jedoch auch das Zusammenwirken der Eindrücke mit den anderen und der Austausch.

Es herrschte eine fröhliche Atmosphäre in der Gruppe. Trotzdem fand ich es immer wieder gut und erholsam, am Nachmittag meist etwas in Eigenregie zu unternehmen, einen „Gruppenzwang“ gab es nicht. So erwies sich die Reise für mich als eine gelungene Kombination von Geselligkeit und Zeit für mich selbst.



Schlaglichter - von Klaus Busse -

Jedem von uns begegnen bei vielen Gelegenheiten irgendwelche Namen, Begriffe, Ereignisse, die man nicht immer sofort erklären und in den richtigen Zusammenhang bringen kann.

Solch ein Ereignis war die „Berliner Luftbrücke“, an die am 24. Juni 2018 anlässlich der 70. Wiederkehr gedacht wurde. Als unmittelbare Reaktion auf die Währungsreform vom 18. Juni 1948 bei gleichzeitiger Einbindung Westberlins in diese neue Währung verhängte die Sowjetunion die totale Sperre der Schienen- und Straßenwege, einige Tage später auch der Wasserwege von und nach West-Berlin.

Die Erinnerung an solche historischen Ereignisse sollte man lebendig halten, damit nachkommende Generationen daraus lernen können.

Was heute nur noch ein Stück Erinnerung ist, wird bei einem Besuch in Berlin-Tempelhof vergegenwärtigt. Und am Deutschen Technik-Museum ist unübersehbar ein Flugzeug ausgestellt, welches an der Luftbrücke beteiligt war.

Doch welche Maßnahmen führten zur Versorgung West-Berlins durch die Luft?

Um die Gründe darzulegen, ist es notwendig, kurz den Blick in die Vergangenheit des 20. Jahrhundert zu lenken.

Es gibt kaum noch Zeitzeugen, die 1945 den Zusammenbruch der nationalsozialistischen Herrschaft und das Ende des deutschen Nationalstaates erlebt haben. Die alliierten Siegermächte USA – Sowjetunion – Großbritannien und Frankreich übten nun die Staatsgewalt auf deutschem Boden aus. Auf der Gipfelkonferenz von Potsdam vom 17. Juli bis 2. August 1945 fassten sie Beschlüsse über den Umgang mit dem besetzten Deutschland. Berlin wurde einem eigenen Viermächtestatus unterstellt und in vier Sektoren unterteilt.

Grundsätzlich einig waren sich die Siegermächte über einen demokratischen Neuaufbau Deutschlands. Die vier Mächte hatten als oberste Instanz den Alliierten Kontrollrat mit Sitz in Berlin errichtet. Gleichzeitig übte jeder der alliierten Militäroberbefehlshaber in seiner Besatzungszone die Herrschaft aus.



Drei Luftkorridore während der Berliner Luftbrücke

Regelungen für den Verkehr der westlichen Truppeneinheiten oder der Zivilbevölkerung waren nicht getroffen worden. Lediglich bezüglich des Luftverkehrs wurde vereinbart, drei Luftkorridore nach Berlin einzurichten, ferner eine Kontrollzone über dem Stadtgebiet von Berlin.

Nachdem der Alliierte Kontrollrat durch den Auszug der Sowjets im März 1948 funktionsunfähig geworden war, kam es zu Behinderungen westalliierten Truppentransporte auf den Zufahrtswegen nach Berlin. Im Juni 1948 verhängte die Sowjetunion eine totale Sperre.

Auf diese Kampfansage reagierten die Amerikaner und Briten mit der Einrichtung

einer Luftbrücke. Zuerst wurden Päckchen mit Süßigkeiten mit kleinen Fallschirmen abgeworfen. Die Berliner taufte die Flugzeuge daraufhin auf den Namen „Rosinenbomber“. In einer einmaligen organisatorischen, technischen und logistischen Leistung wurden während der elfmonatigen Blockade alle lebensnotwendigen Güter nach Berlin geflogen. Alle zwei bis drei Minuten landete eine Maschine auf einem der drei West-Berliner Flughäfen. Auf dem Rückflug wurden Kranke und Kinder zur Erholung nach Westdeutschland gebracht. An die verunglückten Piloten der Luftbrücke erinnert das Luftbrückendenkmal vor dem inzwischen nicht mehr genutzten Flughafen Berlin Tempelhof, von den Berlinern „Hungerharke“ genannt. Mit der Berliner Blockade strebte die Sowjetunion das politische Ziel an, die sich abzeichnende Einbindung Westdeutschlands und Westberlins in den westlichen Staatenblock zu verhindern. Nachdem die Sowjets erkannt hatten, dass sie ihre Ziele nicht durchsetzen konnten, beendeten sie nach Geheimverhandlungen mit den USA am 12. Mai 1949 die Berliner Blockade.



Luftbrückendenkmal, Flughafen Berlin-Tempelhof, 2002

„Wachsamkeit – nach innen und außen – ist der Preis der Freiheit!“.

Der Verlierer des 20. Jahrhunderts ist heute im 21. Jahrhundert die Wirtschaftsmacht in Europa.



Berliner beobachten die Landung eines „Rosinenbombers“ auf dem Flughafen Tempelhof (1948)

Quelle: Schlaglichter der deutschen Geschichte
Fotos: wikipedia.de, rechts oben: Ingrid Strauch/wikipedia.de



Eine unverwüstliche Pflanze?

Der Buchsbaum

- von Brigitte Paschedag -

In unseren Gärten, insbesondere aber auch auf dem Friedhof, wird er seit langer Zeit geschätzt. Er bildet ganze Hecken, für Bastelarbeiten mit anderen Pflanzen und Blüten – auch in Adventskränzen – wird er, da er immergrün ist und seine Blätter sehr dicht stehen, gern benutzt. Sein sehr hartes Holz wird bis heute in der Drechslerei verwendet, und das schon seit den Zeiten der Römer: der Buchsbaum.

Meistens bildet er Sträucher, selten auch Bäumchen. Dabei erreicht er in unseren Breiten eine maximale Wuchshöhe von bis zu acht Metern, in seiner Heimat, in den Subtropen, auch schon einmal 20 Meter. Von März bis Mai bildet er angenehm duftende Knäuel aus, die in der Regel aus einer weiblichen und mehreren männlichen Blüten bestehen. Von Bienen und anderen Insekten werden sie gern aufgesucht und gelten als frühe Bienenweide. Die Samen werden von Ameisen verschleppt. In subtropischen Gebieten ist er auch wild weit verbreitet. In Deutschland kommt er als Buchswald nur noch bei Grenzach im Kreis Lörrach und an der Mosel vor.

Eine besondere Rolle spielt er in der Anlage der französischen Gärten. Man kann ihn beschneiden und in jede beliebige Form bringen. Er nimmt es nicht übel. So werden die fantasievollsten Figuren geschaffen. In Großbritannien konnte man nachweisen, dass schon die Römer den Buchsbaum als schmückendes Element – auch in den von ihnen eroberten Gebieten – anpflanzten. Ob diese Tradition nach dem Untergang des römischen Reiches weiter Bestand hatte, ist nicht bekannt. Schon im 13. Jahrhundert wurde er, wie Albertus Magnus berichtet, in Deutschland z. B. in den Klostergärten angepflanzt.

Seine größte Bekanntheit erlangte er aber durch Claude Mollet, den Hofgärtner Heinrichs des IV., der ihn in den Gärten von Versailles als Beeteinfassung einsetzte.



Ver mehrt wird der Buchsbaum meistens durch Stecklinge, d. h. durch Zweige von mindestens 10 cm Länge, von denen zwei Drittel in die Erde eingelassen werden.

Aber Achtung: Der Buchsbaum ist hochgiftig. Trotzdem wurde er früher auch als Heilmittel gegen Husten, Magen- und Darmerkrankungen sowie Malaria verwendet. Da seine Dosierung aber sehr schwierig ist, ist er heute aus der Heilkunde verschwunden. Nur in der Homöopathie wird er gelegentlich noch als Mittel gegen rheumatische Erkrankungen verordnet.

Sein sehr hartes Holz wird – wie erwähnt – besonders in der Drechslerei geschätzt. Auch heute findet es noch Verwendung beim Bau von Holzblasinstrumenten und im Geigenbau. Von hoher Symbolkraft ist er für die Katholiken. Sie schmücken die Kreuze in ihren Wohnungen oder die Palmwedel mit Buchsbaumzweigen. Und auch für Adventskränze wird er anstelle von Tannen- oder Fichtenholz verwendet.

In China gilt er als Symbol für langes Leben. Aber so langlebig und widerstandsfähig er auch sein mag, gegen einen Feind ist er nahezu machtlos: den Buchsbaumzünsler, einen aus Ostasien stammenden Kleinschmetterling, der zu Beginn unseres Jahrhunderts nach Mitteleuropa gelangte und dessen Raupen einen Buchsbaum innerhalb einer Woche kahlfressen können. Um das zu vermeiden, kann man Pflanzenschutznetze spannen oder Pheromone einsetzen. Aber wenn man erkennt, dass eine Pflanze befallen ist, ist es meistens schon zu spät. Der Strauch oder das Bäumchen ist nicht mehr zu retten. Vorbeugend soll Algenkalk helfen.

Es wäre zu wünschen, dass bald ein geeignetes, für die Umwelt unschädliches Mittel gefunden wird, um den Buchsbaum für uns zu erhalten.

Foto: Gabi Schoenemann/pixelio.de



Ein wenig Poesie schadet nie Lieder und Reime für Große und Kleine

- ausgewählt von Ingrid Faust -

Wintergedicht Es schneit

Du liebe Zeit!
Es schneit, es schneit!

Die Flocken fliegen
und bleiben liegen.
Ach, bitte sehr:
noch mehr, noch mehr!



Schneeflöckchen, Weißröckchen

Schneeflöckchen, Weißröckchen,
wann kommst du geschneit?
Du wohnst in den Wolken,
dein Weg ist so weit.

Komm setz dich ans Fenster,
du lieblicher Stern,
malst Blumen und Blätter,
wir haben dich gern.



Schneeflöckchen, du deckst uns
die Blümelein zu,
dann schlafen sie sicher
in himmlischer Ruh'.



Schneeflöckchen, Weißröckchen,
komm zu uns ins Tal.
Dann bau'n wir den Schneemann
und werfen den Ball.



In meinem kleinen Apfel

In meinem kleinen Apfel,
da sieht es lustig aus:
Es sind darin fünf Stübchen
grad wie in einem Haus.

In jedem Stübchen wohnen
zwei Kernchen, schwarz und fein,
die liegen drin und träumen
vom goldnen Sonnenschein.

Sie träumen auch noch weiter
gar einen süßen Traum,
wie sie einst werden hängen
am schönen Weihnachtsbaum.



Vom Mann, der immer schwieg

- von Erhard Kayser -

Die alte Geschichte von der Geburt des Kindes in Bethlehem vor über 2000 Jahren ist eine Geschichte für heute und für unsere Zukunft und für den Alltag, für Freude und für Furcht. Sie ist vor allem eine Manifestation des Friedenswillens Gottes.

Eine Person dieser Geschichte ist Joseph. Er steht als freundliche Nebenfigur auf jedem Krippenbild dabei. Die Erinnerung an Josef besteht in der westlichen Welt meist nur in dem Gedanken an eine unscheinbare Krippenfigur.

Afrikanische Christen dagegen verehren den Josef als einen Heiligen. Im schlichten Volksglauben der orientalischen Kirchen wimmelt es von Josefs-Erinnerungen und -Legenden.

In Ägypten zeigten mir koptische Priester in der Metropole Kairo eine unter der „Abu Sergha“-Kirche gelegene Krypta. Sie ist 5 × 6 m groß, mit einem Brunnen. Dort sieht man Mauerwerk, das aus der Zeit bald nach Jesu Geburt stammt. Reste sind es, Bestandteile einer römischen Kaserne. Seit etwa 25 Jahren ist dieser interessante Memorialplatz leider nicht mehr zu betreten, weil salziges Grundwasser aus dem Nil in ihm hochgestiegen ist und die Bausubstanz zerstörte.

„Hier!“, sagte mir ein koptischer Priester mit leuchtenden Augen. „Hier hat die Heilige Familie am Ende ihrer Flucht gelebt!“ Und er fügte hinzu: „Josef war hier Fremdarbeiter für die Römern. Er hat für sie Türen und Fenster gebaut, was ein rechtschaffener Jude nie getan hätte! Er aber hat damit seine Familie ernährt. Er hat so das Leben seines Kindes gerettet!“

In der heutigen Krypta habe Josef, der rührend-besorgte Vater abends und morgens, bevor er zur Arbeit ging, das Kind gewaschen. Josef handelt und sorgt sich um Frau und Kind.

Nach einem Besuch zum Passahfest in Jerusalem – Jesus ist mittlerweile 12 Jahre alt! – ist von ihm nicht mehr die Rede. Es wird nur noch von Maria und seinen Brüdern gesprochen. Man darf annehmen, dass Joseph ge-

storben ist, bevor Jesus mit 30 Jahren zu lehren, zu heilen, zu predigen begann. Aber: Wie alt er wurde, wann und wo er starb, oder wo sein Grab liegt – das alles wissen wir nicht!

Josef ist wohl trotz seines Handwerks ein armer Mann gewesen. Der Berichterstatter Lukas vermerkt, dass er im Tempel opferte, aber nicht, wie vorgeschrieben, ein Lamm, sondern nur zwei kleine Tauben – und das war ausschließlich den ganz Armen gestattet. Zur Zeit Josefs war das Land Palästina verelendet. Im Außenbezirk des Römischen Reiches herrschte Mangel an Wasser, Obdach, Arbeit und Bildung.

Die Menschen handelten aus Verzweiflung: Sie verkauften oder vermieteten ihre Kinder in die Prostitution, waren gezwungen, im Handel zu betrügen, setzten sich als „kranke“ Bettler an die Straßenränder. Zur Volkszählung von Bethlehem gehörten nach ganz frühen Berichten eine durchaus miserable Behandlung und Verachtung der einfachen Landbewohner. Die Römer gingen äußerst brutal vor! Die Verfasser des Neuen Testaments sind in der Anklage gegen diese Zustände allerdings extrem vorsichtig, um den frühen Christengemeinden Schwierigkeiten mit römischen Behörden zu ersparen.

Josef mit seiner kleinen Familie lebte am Rand des Existenzminimums, ständig in der Angst vor Überfällen. Die Angst vor den Römern überlagerte alle anderen Befürchtungen.

Josef und die Bewohner von Nazareth lebten in der ständigen Angst, dass ihnen etwas Schlimmes passieren könnte. Der arme und bedrohte Josef – so könnte man folgern – war ein Mann einer ganz natürlichen Resignation. Aber erstaunlich: Dieser große Schweiger der Bibel, von dem kein einziges Wort überliefert ist, dieser dörfliche Analphabet – war ein Mann der Hoffnung und der spontanen Aktion! Als ihm, nach der Geburt des Kindes, wegen der mörderischen Absichten des Herodes, die Aufforderung zur Flucht kommt, zögert er nicht. Er beginnt den rie-

senweiten Marsch nach Süden, über halsbrecherische Eselspfade und durch wüste Gegenden. Er ahnte natürlich nicht, dass dieser Weg, vorbei an Jericho, dem Toten Meer, der Ruinenstätte Sodom und dann entlang dem Westufer des heutigen Golfes von Aqaba auch seinetwegen einmal zu einer Pilger-Route späterer Zeiten werden sollte.

Die Fluchtroute bedeutete eine mörderische Strecke: Erst durch das im Winter extrem kalte und verschneite jüdische Gebirge, dann durch die Gebirgstrecke des Sinai, die wasserarme glühend heiße Arabische Wüste. Auf diesem ganzen Weg: Josef mit der Frau und dem Kind, Tag und Nacht beschützt vom Engel Gottes, wie es die schlichten Heiligenbilder im Vorderen Orient so rührend-naiv darstellen.

Vorher ist Josef allerdings verzweifelt. Seine Verlobte bekommt plötzlich ein Kind, das nicht von ihm sein kann. Eine Verlobung galt juristisch schon als Eheschließung. Die Einholung und damit der Vollzug der ehelichen Gemeinschaft fanden erst ein Jahr später statt. Die Leute in Nazareth beginnen, über den sichtbar gewölbten Leib des jungen Mädchens zu tuscheln. Sie hätten ohne weiteres das Recht gehabt, die junge Mutter auf der Straße zu steinigen und sie vorher der demütigenden "Wasserprobe" unterziehen zu lassen. Sie kann schließlich keinen leiblichen Vater für ihr Kind nachweisen. Aber: Josef stellt sich vor sie und rettet ihr Leben. „Josef aber jr Man war from und wolt sie nicht zu schanden machen fur den Leuten, als er wol macht hatte nach dem Gesetze“ (Martin Luther in einer Predigt des Jahres 1545).

Man muss sich klar machen: Dies alles geschah ja vor Bethlehem, vor dem Erscheinen des Sternes, eher als die Verkündigung an die Hirten. Joseph weiß überhaupt nicht richtig, was vor sich geht. Aber: Er liebt Maria zu sehr, als dass er sie ins Unglück stoßen würde. Das Kind betrachtet Joseph, lange

bevor das ausdrücklich gesagt wird, als Geschenk des allmächtigen Gottes. Seinem Sohn und der Mutter gegenüber verhält er sich geduldig, empfindsam, auf Träume achtend. So ist er der erste neben Maria, der das Ungeheuerliche von Weihnachten verstanden hat! Joseph hat Vertrauen, und damit ist er doch keine Nebenfigur mehr, sondern eine zentrale Gestalt der Weihnachtsgeschichte.

Aber nicht nur dieser Geschichte, sondern auch einer Theologie, die das Christentum als Religion der Liebe versteht. In vielen tausenden von katholischen St. Josephs-Kirchen und -Krankenhäusern wird dieser Tatsache gedacht.

So beschreibt der Münchener Schriftsteller und theologische Denker Martin Gregor Dellin den Joseph der Weihnachtsgeschichte. Außerdem hat er eine wohl zutreffende Vermutung geäußert, die etwa so lautet: Jesus ist auch ein Kind wie andere auch. Und einmal wird er, älter geworden, auch nach seinem Vater gefragt haben.

Wer war eigentlich dieser Mann, der so wenig gesprochen hat?

Vielleicht hatte er diese Frage nach dem Tod des Joseph gestellt.

Wir wissen nicht, was Maria geantwortet hat. Aber: Wenn sie eine Antwort gegeben hat, so könnte sie nur gelautet haben: „Er hat uns geliebt!“. Er hat (damals für Männer ungeheuerlich!) die Dienste einer Hebamme geleistet im Stall von Bethlehem. Er hat sein Leben eingesetzt, im Ausland für verhasste Fremde gearbeitet, um die ihm von Gott Anvertrauten zu ernähren. Er war ein Mann des Friedens und der Liebe, von großer innerer Stärke und von stiller Würde: Mild, entschlossen, sympathisch, lebensklug und menschlich, in Furcht und Freude offen für den Anspruch Gottes!

Also war Joseph selbst eines der vielen Wunder in unserer Weihnachtsgeschichte!



Das Kamel an der Krippe

- von Anne Nühm -

Den Mercedes übernahm der Enkel. Den Sessel bekam die Nichte. Den Schmuck der Mutter wollte der Sohn als Erinnerung behalten. Ich, als Tochter, erklärte mich bereit, für einen Großteil des Nachlasses Menschen zu suchen, die Bedarf oder Freude an dem einen oder anderen Teil der Erbmasse haben. Und so erlebte ich die Geschichte eines geschnitzten Kamels aus Bethlehem:

Tante Maria hatte es sich nicht nehmen lassen, während ihrer Berufstätigkeit als Diakonisse eine Pilgerreise nach Israel zu unternehmen. Als Souvenir brachte sie aus einer Holzschnitzerei in Bethlehem ein Kamel mit nach Deutschland. Nach ihrem Tode wurde die Deko von meiner Mutter übernommen. Viele Jahre stand es auf dem Regal und fand wenig Beachtung. Nun hielt ich es in den Händen und fühlte mich herausgefordert, einen neuen Verwendungszweck zu finden. Einerseits passte es überhaupt nicht in meinen Haushalt. Andererseits brachte ich aber auch nicht den Mut auf, es zu entsorgen. Aus der Not heraus legte ich es erst einmal zu den Weihnachtsachen. Wie heißt es in der Weihnachtsgeschichte?

„...und ein jedermann ging in seine Stadt, um sich schätzen zu lassen. Da machte sich auch auf Josef aus Galiläa aus der Stadt Nazareth in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem...“

Der Zimmermann brauchte für seine Reise einen Esel. Im Stall gab es zusätzlich einen Ochsen. Ich fragte mich, ob nicht in diese Bilder vor meinem geistigen Auge auch ein Kamel passen würde? Waren die Heiligen Drei Könige aus dem Morgenland zu Fuß oder vielleicht sogar mit Kamelen unterwegs gewesen?

Die Antwort auf diese Frage bekam ich ein paar Tage später von einer guten Freundin,

die mir den Tipp gab, die Krippenausstellung in der Stadtkirche zu besuchen. Ich konnte es kaum erwarten, bis die Kirchentüren für diese Veranstaltung geöffnet wurden. Es war in der Adventszeit. An einem Nachmittag machte ich mich auf den Weg. Als ich die Stadtkirche betrat, wurde ich von wohliger Wärme empfangen. Die Kirche war menschenleer. Als ich jedoch auf den Altarraum zuing, entdeckte ich einen Tisch, an dem ein Mann saß und las. Im Näherkommen erkannte ich in ihm – den ehemaligen Schulleiter des Geschwister-Scholl-Gymnasiums, der Schule, die meine Söhne besucht hatten. Ich wurde nach meinem Anliegen gefragt. Nachdem ich mich vorgestellt hatte, bat ich mein Gegenüber, die Krippen ansehen zu dürfen. Meine Absicht war es, eine Krippe oder vielleicht sogar Tiere zu finden, die von ihrem Aussehen, Material oder der Verarbeitung zu „meinem Kamel“ passten. Wider Erwarten dauerte es gar nicht lange und ich fand ein erstes Ausstellungsstück, das mir geeignet erschien, meinem Mitbringsel ein neues Zuhause zu bieten. Die Krippe wollte ich mir merken, aber die endgültige Entscheidung erst dann treffen, wenn ich auch die übrigen Variationen aus Ton, Stroh oder Holz in Augenschein genommen hatte. Während meines Rundgangs durch den Altarraum sprach mich die Aufsicht an, ob ich schon ein geeignetes Objekt gefunden hätte. Bevor ich antworten konnte, fiel mein Blick auf das nächste Modell. Ich konnte zunächst nicht glauben, was ich da sah: eine Krippe mit einem Kamel, was dem meinigen zum Verwechseln ähnlich aussah: die gleiche Statur, das gleiche Material, der gleiche Farbton, die gleiche Größe. Besonders auffällig war der Sattel. Er hob sich durch parallel verlaufende Einkerbungen vom Rücken der Tiere ab. Es gab

für mich keinen Zweifel mehr. Beide Tiere mussten in der gleichen Werkstatt entstanden sein. Der ehemalige Schulleiter schloss sich meiner Meinung und Begeisterung an. Er informierte mich darüber, dass die Ausstellungsstücke in der Hauptsache aus Privatbesitz stammen würden. Auf meine Bitte erhielt ich den Namen und die Adresse der Familie, der das zum Verwecheln ähnlich aussehende Kamel gehörte. Ich konnte es kaum erwarten, wieder Zuhause zu sein und einen ersten Telefonkontakt herzustellen. So erfuhr ich, dass es in der Familie eine Tante gegeben hatte, die von einer Reise nach Bethlehem als Souvenir aus ei-

ner Holzschnitzerei ein Kamel mitgebracht hat, das seitdem jedes Jahr zu Weihnachten als Krippenfigur seinen Einsatz findet. Voller Begeisterung habe ich „mein Kamel“ ein zweites Mal in die Stadtkirche gebracht, es dort aufgestellt und als Geschenk den Besitzern der Krippe überlassen. Ich hatte dabei das gute Gefühl, im Sinne meiner Mutter, der Großtante und vielleicht sogar im Sinne des Kamels gehandelt zu haben. Denn nun muss es nicht mehr allein, fern der Heimat in irgendeinem Regal oder Karton darauf warten, ein bisschen Beachtung geschenkt zu bekommen.

Foto: Erika Wittlieb/pixabay.com



Jodocus Mattenkloidt Ein rätselhafter Grabstein

- von Friedhelm Feiler -

An der Südseite der katholischen Pfarrkirche St. Katharina in Unna befindet sich ein eher unscheinbarer Grabstein, der dem Pater Jodocus Mattenkloidt gewidmet ist.

Grabsteine, die entweder im Kircheninneren oder in unmittelbarer Nähe der Kirchenmauern zu finden sind, deuten in aller Regel darauf hin, dass es sich bei den Verstorbenen um bedeutende ortsgeschichtliche Persönlichkeiten handelte.

Zusätzlich erweckt hier der absolut unzeitgemäße Name Jodocus Mattenkloidt noch ein besonderes Interesse.

1559 war die Stadt Unna im Rahmen der lutherischen Reformationsbewegung größtenteils zum evangelisch-lutherischen Glauben übertreten. Das hatte zwangsläufig zur Folge, dass in der bisher katholischen Stadtkirche nunmehr die lutherische Glaubenslehre vermittelt wurde. Die wenigen in der Stadt verbliebenen Katholiken verfügten nunmehr über kein eigenes Kirchengebäude und keine von einem Pfarrer vertretene Gemeinde.

Um hier eine auch vom überregionalen Klerus erwünschte Abhilfe zu schaffen, wurde von dem Augustiner-Kloster in Böödeken, dem Mutterkloster des 1459 in Unna gegründeten St. Barbara-Klosters (seit dem Ende des 17. Jahrhunderts St. Katharinen-Klosters) der vorgenannte Pater Jodocus Mattenkloidt nach Unna entsandt.

Dieser entstammte einer honorigen Geseker Richterfamilie und hatte als bedeutender Chronist in seiner Heimatstadt eine heimatgeschichtliche Arbeit in lateinischer Sprache verfasst.

Im Februar 1683 trat er seinen überaus schwierigen Missionsdienst in Unna an, woran zuvor bereits zwei vom Kloster Böödeken entsandte Patres kläglich gescheitert waren.

Erschwerend bei seiner Missionsarbeit war, dass das am 7. Mai 1678 als Folge einer Brandkatastrophe erheblich zerstörte Klostergebäude unter schwierigsten Verhältnissen wieder hergerichtet werden musste.

In Unna trat Mattenkloidt nicht nur mit „Energie und pastoraler Geschicklichkeit“ als tatkräftiger Seelsorger auf, sondern verfasste auch hier eine fundierte Geschichte

des St. Barbara-Klosters.

Auf seine Überlieferung geht das Jahr 1322 als Gründungsjahr der Stadtkirche zurück. Ihm gelang es, mit enormem seelsorgerischem Einsatz – gegen alle ihm entgegengebrachten Widerstände – wieder eine funktionierende katholische Glaubensgemeinschaft in Unna zu gründen.

Als er am 7. Mai 1698 nach einem arbeitsreichen und

seinem katholischen Glauben treu ergebenden Leben verstarb, wurde er in der Klosterkapelle „vor dem Altar in einem gemauerten Grab“ beigesetzt. Dabei wurde ihm jedoch sogar das übliche Trauergeläut durch Beschluss des evangelisch orientierten Stadtrates verwehrt.

Die St. Katharinen Kapelle fand bis 1848 Benutzung als katholisches Gotteshaus und diente anschließend bis 1938 der hiesigen jüdischen Synagogengemeinde. Am 9. November 1938 wurde sie Brandopfer des verabscheuungswürdigen nationalsozialistischen Judenpogroms.

Als 1957 das in Mauerresten noch bestehende Kapellengebäude in den Druckereibetrieb Bresser umgebaut wurde, stieß man mehr zufällig auf das gemauerte Grab des Paters Jodocus Mattenkloidt sowie dessen Gebeine. Seine sterblichen Überreste wurden 1958 in einem festen Eichensarg an der Südseite der



katholischen Kirche St. Katharina der Erde übergeben. 1964 erfolgte dann nochmals eine Öffnung des Grabes und eine Umbettung der Gebeine in einen mit Eichenholz ummantelten Zinksarg.

Erst im Dezember 1964 erhielt das Grab den hier dargestellten Grabstein mit kurzen biographischen Daten.

Die katholische Kirchengemeinde St. Katharina war sich wohl bewusst, welche besondere kirchenhistorische Bedeutung sie ihrem verdienstvollen Wiederbegründer zu verdanken hat, der sich trotz aller überaus hartnäckigen Widerstände in Unnas jahrhundertealter Kirchengeschichte ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

Foto: Thomas Kersten



Schöne Bescherung

- von Benigna Blaß -



Der Vater freut sich schon, die Weihnachtsplätzchen zusammen mit den Kindern zu backen. Dieses Mal sollen es Mandelplätzchen werden.

Alle Zutaten werden herangeholt und der Teig wird zubereitet, geknetet, gerührt und auch genascht. Er schmeckt ja wunderbar. „Bitte nicht zu viel, sonst können wir morgen nicht genügend Plätzchen backen“, ermahnt er seine zwei Söhne.“ Nun kommt der Teig in den Kühlschrank, um am nächsten Tag ausgerollt, ausgestochen und gebacken zu werden.

Kaum aus der Schule gekommen, rennt Oskar in die Küche, holt den Teig aus dem Kühlschrank und fängt an, ihn auszurollen, zum Entsetzen der Mutter.

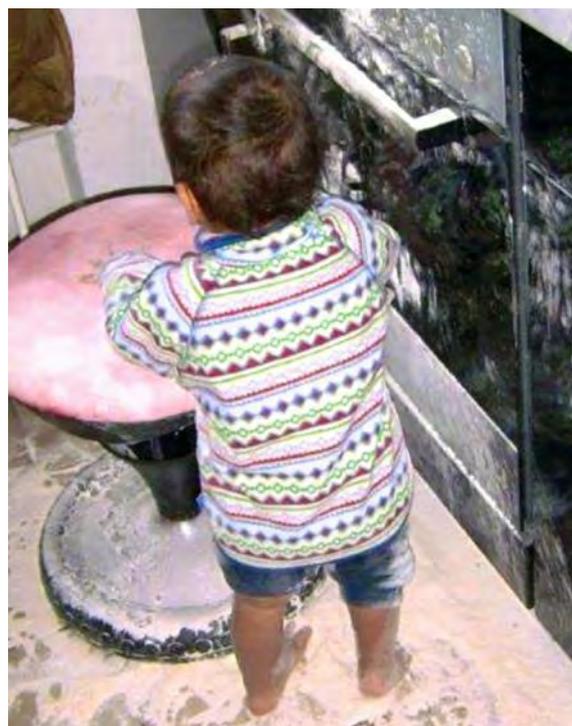
„Was machst du da? Der Platz ist noch nicht geräumt, und du hast noch deine warme Schulkleidung an. Zieh dich um und warte, bis Papa kommt!“

„Ich wollte doch schon anfangen, der Teig muss doch sehr dünn werden.“

Nach einiger Zeit kommt die Mutter wieder in die Küche, sie traut ihren Augen nicht und bekommt fast einen Schock, was ist das, die ganze Küche voller Mehl. „Ich wollte nur helfen, damit es nachher schneller geht, und die Tüte ist mir aus den Hand gerutscht“, stottert der kleine Maxim. Oh je, nun werden an diesem Tag bestimmt keine Plätzchen gebacken.

Hilfe ist gut, aber bitte mit Aufsicht!

Fotos: Benigna Blaß





Eine gute Tat – wohin mit den Dingen?

- von Klaus Thorwarth -

Bekannt ist das Motto der Pfadfinder „Jeden Tag eine gute Tat“. Wer sich diesen Vorsatz in der Jugend zu eigen gemacht hat, dürfte ihn bis heute hundertfach umgesetzt haben und dabei jedes Mal ein wenig Freude und Genugtuung empfunden haben. Das Motto war für die Jugend ein Ansporn zu guten Werken. Aber wie sieht es im Alter aus? Gibt es für uns Ältere auch einen speziellen Bereich, wo wir Gutes tun können? Wer ein langes Leben hinter sich hat, hat nicht nur viel erlebt und kann viel erzählen. Er hat auch meist sehr viel gesammelt. Wir sammeln, sammeln und sammeln.

Hier bricht das uralte, noch immer in uns schlummernde Gengut der Jäger und Sammler durch. Es steckt noch tief in uns. 1776 vor über 200 Jahren dichtete Johann Martin Miller in einem Volkslied:

*So mancher schwimmt im Überfluss,
hat Haus und Hof und Geld.
Und ist doch immer voll Verdruss
und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will,
nie schweigen seine Klagen still.*



Eselsammlung



Wie modern hört sich das heute an, in einer Zeit, da uns jeden Tag unendliche Werbung überschüttet und wir zum „Shoppen“ verführt werden. In einem lesenswerten Buch fand ich die Angabe, dass sich 10.000 bis 50.000 Gegenstände in jedem Haushalt befinden. Wir kaufen ja oft ohne jede Hemmung. Fast täglich kommt Neues hinzu. Doch so sehr es Freude macht, den „Reichtum“ zu mehren, so schwer fällt es uns, sich von den Schätzen zu trennen, zu entrümpeln. Das aber sollte so selbstverständlich sein wie das Kaufen. Viele ältere Leute leben schon nach dem Motto: **„Jeden Tag ein Teil entsorgen“**. Doch dazu muss sich unsere Einstellung total ändern. „Wer entrümpelt, macht aus dem Minus ein Plus!“, meinen Fachleute. Ich kenne jeman-

den, der für jeden neu erworbenen Artikel einen alten entsorgt. Wer täglich drei Dinge aussortiert, hat nach einem Jahr 1000 Dinge weniger. Das schafft viel Raum in Schränken, Schubladen und Regalen. Und im Kopf. Es dürfte eigentlich gar nicht so schwer sein. Denn bei kritischer Betrachtung brauchen wir lediglich 20 % der Dinge, die uns umgeben.

Spezielle Aufräumberater meinen, „Ballast abwerfen macht frei und zufriedener“. Eine Auswahl an Tipps für die Trennung: Kleidungsstücke, die Sie nie mehr tragen, Geschirr, Bestecke und Haushaltsartikel, die Sie nie mehr benutzen, Arzneimittel, die das Verfallsdatum längst überschritten haben, uninteressant gewordene CD's, Schallplatten und Videos, Steuerunterlagen, deren Aufbewahrungsfrist abgelaufen ist.

Wie immer im Leben gibt es auch hier ein „Sowohl als auch.“ An vielem hängen wir, es gehört zu uns, erfreut und bereichert uns. Es ist kaum möglich, sich davon zu trennen. Das gilt insbesondere für unsere ganz persönlichen Sammlungen. Sie charakterisieren uns und unser Leben. Die Frage: „Was ist für mich wesentlich“ und „Was macht mein Leben liebenswert“ erleichtert die Auswahl. Wie ist das mit unserer Garderobe? Bei Reduzierung auf ein Fünftel wird man kaum etwas vermissen. Natürlich müssen wir behalten, was uns immer noch Freude macht. Nicht einfach ist die Trennung von Büchern. Sie haben uns oft viel gegeben und sind ein unverzichtbarer Teil von uns geworden. So würde ich mich selbst nie trennen von dem abgebildeten „Buch meiner Heimat“. Es ist fast 100 Jahre alt und in seiner Art einmalig wertvoll. Andererseits wird man viele Bücher nach dem einmaligen Lesen nie wieder in die Hand nehmen. Und da liegt die Chance der älteren Menschen: Man könnte jemand damit eine Freude machen. Wer in der Familie, unter den Freunden würde sich über ein bestimmtes Buch freuen? Außerdem gibt es auch öffentliche Bücherschränke. Auch die Antiquariate unserer Buchhandlungen zeigen sich interessiert. Schließlich

sind diese Fachgeschäfte mit ihrer Beratung die erste Adresse für unsere Bücherwünsche. Also mit warmen Händen weitergeben, bevor alles bei unserem letzten Abschied im Müll landet. Gewiss ist auch hier aller Anfang schwer. Doch eine „To-do“-Liste hilft, den Kopf frei zu bekommen.

Zum Schluss ein Zitat des berühmten Königsberger Philosophen Immanuel Kant:

„Reich ist man nicht durch das, was man besitzt, sondern durch das, was man in Würde zu entbehren weiß. Es könnte sein, dass die Menschheit reicher wird, indem sie ärmer wird und gewinnt, indem sie verliert“.

Literatur: H. T. Küstenmacher: „Einfacher und glücklicher leben – Simplify your life“ (Auflage über 4 Millionen)
Fotos: Klaus Thorwarth, unten rechts: Benigna Bläß



Auch in Holzwickede steht ein Bücherschrank.



Silvestergedanken

- von Ulrike Wehner -



Das HB-Dezemberheft 2018 ist erschienen. Bald ist Weihnachten und schon wieder naht ein Jahresende. Am Silvesterabend wird so mancher darüber nachdenken, was ihm das neue Jahr bringen mag. Bleiben wir gesund? Alles andere haben wir ja, (so lautet eine aktuelle Floskel), **noch** – oder werden unsere gesicherten Lebensumstände bedroht?

Freuen wir uns auf neue positive Entwicklungen oder ergeben wir uns dumpf in unser Schicksal? Horoskope studieren oder Bleifiguren gießen, deren Deutung uns belustigen kann, bringt aber sicher keine Gewissheit.

Abraham Lincoln hat einmal gesagt, der Mann komme am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht. Aber dem Präsidenten war auch klar, dass es besser ist, zu wissen, wo man steht, um im entscheidenden Moment richtig zu reagieren.

Diesen Wunsch hatten schon die alten Griechen. Sie befragten gern ihr Orakel in Delphi und legten die blumigen, verworrenen Angaben der Pythia nach ihren Wünschen aus. Cassandra in Troja hatte weniger Glück. Ihre Weissagungen trafen durchaus zu, nur glaubte ihr niemand und es traf sie ein trauriges Ende.

Das bedeutet, dass es durchaus Menschen mit der Fähigkeit gibt, in die Zukunft zu sehen. Im 16. Jahrh. lebte der französische Apotheker und Arzt Nostradamus. Er war auch als Astrologe bekannt und die meisten seiner Vorhersagen, die bis in die heutige Zeit reichen, erwiesen sich als richtig.

Bei all diesen Überlegungen kommt mir wieder einmal eine liebe Bekannte, Erika C., in den Sinn. Vor vielen Jahren habe ich sie ken-

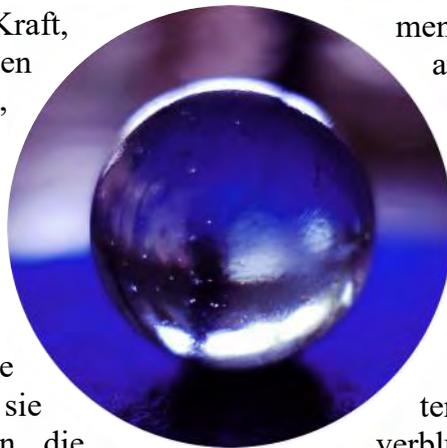
nengelernt und wir sahen uns hin und wieder bei verschiedenen Anlässen. Irgendwann habe ich von anderen erfahren, dass sie hellsehen kann. Sie lebt im Ausland, auch daher war der Kontakt zwischen uns sehr selten. Ich entwickelte zunächst eine gewisse Scheu vor ihr, denn wie konnte ich ausschließen, dass es ihr möglich sei, in mein Innerstes zu blicken. Ich war hin- und hergerissen zwischen meiner Sympathie für die Frau und meinen Zweifeln.

Der Zufall wollte, dass beim Kaffeeklatsch mit meinen Freundinnen das Thema „Hellsehen“ aufkam. Spontan bot ich der interessierten Runde die Möglichkeit an, meine Bekannte zu konsultieren.

Wir trafen uns alle bei mir am Kaffeetisch, und zum Gespräch mit Erika waren mehrere meiner Freundinnen bereit. Sie gingen nacheinander mit ihr in einen anderen Raum und kamen nachdenklich, verwundert und auch betroffen zurück. Die Kraft zum Hellsehen ist bei Erika zeitlich begrenzt. Deshalb hatten nicht alle bei dieser Begegnung die Chance nutzen können. Diejenigen, die sich beraten ließen, erzählten bei späteren Treffen, was sie für die Einzelnen bedeutete: Jede hatte eine gute Hilfestellung für zukünftige Entscheidungen bekommen. Ich war recht beeindruckt, obwohl ich mich als Realistin fühlte und der Wahrsagerei nicht traute.

In fast allen Religionen kommen Propheten, Seher oder Wahrsager vor. Sie kündeten von Verheißung oder vermitteln die Botschaften von Gott. Bei den meisten Menschen mit der Gabe der außersinnlichen Wahrnehmung wird diese oft schon im Kindesalter beobach-

tet. So schilderte es auch Erika C., als ich sie fragte, wie sie ihre Fähigkeit entdeckt habe. Daraufhin erzählte sie mir ihre Geschichte. Sie ist in einem Ort im südlichen Sauerland aufgewachsen. Schon als Vierjährige schien sie von Dingen zu wissen, die noch gar nicht passiert waren, aber man nahm sie nicht ernst. In der Schule fiel dem Lehrer ihr Verhalten auf und ihre Mutter gab an, dass nicht nur bei der Tochter, sondern auch bei anderen Angehörigen ihrer Familie das Phänomen bekannt sei. Die Mutter half ihr schließlich, sich in London bei einem Kongress der besten Wahrsager und Wahrsagerinnen testen lassen zu können auf die Kraft, die sie als Medium aufbringen kann. Sie war kaum 20jährig, konnte nicht englisch sprechen. Sie glaubte aber an sich und fuhr nach London. Es herrschten dort strenge Kriterien. Für ihren Test wurde sie auf der Bühne von einem Hauptmedium in leichte Trance versetzt. Nun sollte sie unter den anderen Probanden, die aus aller Welt gekommen waren, eine ihr unbekannte Person auswählen, mit der sie noch nie gesprochen hatte. Die junge Erica wurde nach Einzelheiten aus dem Leben dieser Person befragt und konnte alles richtig beantworten. Sie bestand den Test als Dritte von über 50 Leuten, die sich der Prüfung gestellt hatten. Nun hatte sie die Gewissheit über ihre Fähigkeit und sie wagte nun in ihrem Umfeld Weissagungen zu machen, wenn sie darum gebeten wurde. Sie wurde oft gebeten und ihre Kunden zeigten sich überaus dankbar für ihre Hilfe. Sie heiratete nach ein paar Jahren ins Ausland. Dort trat sie als Hellseherin nie auf. Aber für ihre Freunde im Sauerland blieb sie immer erreichbar. Ich wollte von ihr wissen, auf welche Weise, wie weit oder wie tief sie in andere Menschen hineinschauen könne. Sie antwortete: „Ich gehe durch die Aura.“ Damit meinte sie, dass sie mit ihrer besonderen Kraft die unsichtbare Hülle durchbrechen kann, die jeden Menschen umgibt. Ich kenne das Gefühl,



wenn mir jemand körperlich zu nahe kommt. Dann rücke ich – auch unbewusst – ein bisschen ab. Erika C. kann aber „zu nahe“ kommen, ohne dass es der Betreffende merkt. So erhält sie Erkenntnisse, die sie deuten muss. Ihre Erklärung habe ich nicht recht verstanden, aber dass sie mehr in einem Menschen bemerken kann als man sonst wahrnimmt, wird allmählich für mich glaubwürdig.

Sie bedient sich auch verschiedener Hilfsmittel wie Karten, Glaskugel oder Pendel. Deren Einsatz hat sie in England kennengelernt. Kunden mit bestimmten Krankheiten

kann sie nicht beraten. Gewisse Elemente stören dann, denn sie und auch der Kunde müssen sich absolut ruhig fühlen können.

Vor wenigen Monaten habe ich sie besucht. Es war, als träfen sich zwei Schwestern, die sich gut verstehen. Diesmal hat sie mich gefragt, ob sie etwas für mich tun könne, ob sie mir die Karten legen dürfe. Ein bisschen verblüfft habe ich eingewilligt. Was

würde sie mir schon sagen können, denn ich denke, mir geht es doch gut!

Das Ergebnis hat mich sehr nachdenklich gestimmt, denn sie hat Dinge angesprochen, deren Bedeutung mir noch gar nicht aufgefallen war. Wenn sich das Phänomen auch einer realistischen Erklärung entzieht, so fasziniert mich doch, dass ich ihre Hilfe für meine nachfolgenden Erlebnisse nutzen konnte.

Khalil Gibran (1883–1931), der libanesisch-amerikanische Dichter und Schriftsteller, drückt es so aus: Ist das, was das Herz glaubt, nicht genauso wahr, wie das, was das Auge sieht? Er sagt auch: Glaube ist ein Wissen im Herzen, jenseits der Reichweite von Beweisen.

Ich bin Erika C., die mir eine liebe Freundin geworden ist, sehr dankbar.

Dem neuen Jahr sehe ich mit Zuversicht entgegen und wünsche mir und allen meinen Lesern, dass es uns nur Gutes bringen möge. 🌟

Fotos: Jonathan Petersson, pexels.com, moritz320/pixabay.com

Wir sind Top- Gas- und Strom-Versorger!

Ausgezeichnet von:



Ausgabe 6/2016 und 49/2017

Und was dürfen wir sonst noch für Sie tun?

www.stadtwerke-unna.de



DR. COEN'S RING APOTHEKE und APOTHEKE BERLINER ALLEE



**Dr. Coen's
Apotheken:**

**40 kluge Köpfe
kümmern
sich um Ihre
Gesundheit!**

Apotheker Dr. Matthias Coen EK

59423 Unna-Mitte

59425 Unna-Königsborn

Bahnhofstraße 41

Berliner Allee 20-22

Tel.: 02303-12244

Tel.: 02303-61616

UKBS denkt an die Zukunft

Infotag über E-Mobilität



Mit ihren über 3.000 Wohnungen, davon allein 1.208 in der Kreisstadt Unna, ist die Unnaer Kreis-Bau- und Siedlungsgesellschaft eines der bedeutenden Unternehmen dieser Branche in der Region. Doch nicht nur allein im Wohnungsbau ist UKBS aktiv; auch für ein angenehmes Wohnumfeld und für die Entwicklung hin zu einer sozialen Stadt engagiert sich das Unternehmen. Das jüngste Beispiel kommt aus Unna.

Hier präsentierte die UKBS mit namhaften Kooperationspartnern eine sogenannte „Roadshow“ in der Gartenvorstadt und warb dabei für die Elektromobilität in der Zukunft. Denn immer mehr Autos werden künftig einen Elektro- statt eines Verbrennungsmotors haben. Ob rein elektrisch, mit Hybridantrieb oder mit Brennstoffzelle – die Technik schreitet immer weiter voran.

„Und darüber wollten wir unsere Mieter und die Bevölkerung umfassend informieren“, sagt Geschäftsführer Matthias Fischer – links im Bild – und freut sich, dass dieses Angebot auch reichlich in Anspruch genommen wurde.

Immerhin bestand dabei sogar die Möglichkeit, selbst E-Automobile der unterschiedlichsten Marken (VW Golf, Smart, BMW) zu testen oder auch E-Bikes und E-Lastenfahräder. Dabei, so der UKBS-Chef, sei allen Besuchern eindrucksvoll vermittelt worden, „dass Elektromobilität ein Schlüssel zur nachhaltigen Umgestaltung von Mobilität ist“. Sie sei klima- und umweltfreundlich, schone die Ressourcen und sei überdies effizient. Der richtige Weg also für ein mobiles Leben in der Zukunft!

www.ukbs.de

UKBS
Ihr guter Nachbar



Wohnen mit Service

Mit der UKBS kann das Wohnen im Alter so einfach sein:

- ▶ Wohnen mit Service – vergünstigte haushaltsnahe Dienstleistungen für alle UKBS-Mieter ab 70 Jahren
- ▶ Mieterbetreuung und Hausmeisterservice
- ▶ persönliche Ansprechpartner
- ▶ günstiges Preis-Leistungs-Verhältnis



Friedrich-Ebert-Straße 32
59425 Unna
Tel.: (+49) 2303 28 27-0
Fax: (+49) 2303 28 27-99
E-Mail: info@ukbs.de